

Erinnerung.

Von Anton Karl Martin.

In einer stillen Nacht hab' ich von dir geträumt. Die war erfüllt von eines Glückes hellen Schimmer. Seitdem hat oft das Herz sich schluchzend ausgeblüht. Doch jenen Traum der stillen Nacht vergaß es nimmer.

Das Salz vom Tengri Nor.

Von Gustav Mitscherf.

Der Leutnant v. Jemni galt bei allen näheren und weiteren Zeitgenossen, die je mit ihm in Berührung gekommen waren, für einen Frechdachs. Das nicht hinderte, daß er bei den meisten dieser Zeitgenossen sich äußerster Beliebtheit erfreute. Denn der Leutnant v. Jemni hatte eine goldene Eigenschaft, durch die er die Welt immer wieder mit seinen Frechdachsmanieren ausfüllte. Er war ein Humorist. Ein Humorist, der nicht immer wahllos in seinen Mitteln war, wenn es galt ein lustiges Ziel zu erreichen, ein Humorist aber auch, der sich und seine Existenz auf Spiel setzte, wenn es sich um einen guten Spaß handelte. Das ist das Wesen des echten Humoristen: der Spaß geht allemal vor. — Im gewissen Sinne ein Gegenstück zu ihm bildete die Bataillonskommandeuse, die Hauptin der gestrenghen Majorin. Sie war eigentlich niemandes Diebstahl, nicht einmal der ihres Mannes. Sie war eine herbe Frau, die durch ihre tausend Ansprüche aller Welt und besonders den jungen Offizieren das Leben weiblich sauer machte. Sie verstand es ausgezeichnet, die welche irgendwie von ihr abhängig waren, ihren persönlichen Zwecken dienstbar zu machen. Zudem ließ ihr geborenes Selbstbewußtsein nicht das geringste zu wünschen übrig. Von ihrer Unfehlbarkeit war sie festest überzeugt. Sie wachte alles, was — sie wachte alles, das ihr nicht gehörte. Und doch sollte es dieser überlegenen Dame geschehen, daß sie hilflos vor einem Unglück stand, das über ihr Haus hereinbrach.

„Auch das Salz vom See Tengri Nor?“ fragte der Leutnant weiter. „Scheinbar achlos, indem seine unfehlbare Blinde den Bahnen einer summen Fliege folgte. Die Dame, die alles wachte, wurde aufmerksam. Sie wollte nicht zugeben, daß sie von einem See Tengri Nor noch nie in ihrem Leben gehört hatte. „Von See Tengri Nor?“ fragte sie daher vorsichtig forschend. „Sie wissen, gnädige Frau, der große Salzsee Tengri Nor in Tibet, 4630 Meter über dem Meer, 80 Kilometer lang und bis 40 Kilometer breit, beliebter Wallfahrtsort...“ „Jawohl, ich erinnere mich,“ erwiderte die allwissende Majorin mit verständlicher Sicherheit. „Aber du und der Teufel“, dachte der Leutnant. Er verdankte seine Wissenschaft einer langweiligen halben Stunde im Kasino, wo ihm der Kapitän „X“ des Konversationslegions in die Hände gefallen war. Außerlich aber ließ er sich natürlich nicht anmerken. „Dann Sie sich des Sees erinnern“, fuhr er fort, „so werden Sie auch wissen, daß sein Salz eine ganz spezifisch fördernde Wirkung auf das Eierlegen des Hausgeflügels ausübt. Bei den Eingeborenen Tibets ist es daher hochgeschätzt, und tatsächlich wird von Sven Heddin und anderen berühmten Forschungsreisenden berichtet, daß die Hühner nirgends so rasch viel Eier legen, wie in jenem höchst merkwürdigen Lande.“ Die Majorin schloß sich doch schon etwas un sicher, als sie erwiderte: „Ich glaube davon gelesen zu haben.“ „Ja, warum benutzen denn gnädige Frau dies ausgezeichnete Mittel nicht?“ fragte der Leutnant in halber Raubität mit dem Tone herzlichster Anteilnahme. „Glauben Sie, daß ich hier beim Kolonialwarenhandel Salz vom See Tengri Nor pfennigweise kaufen kann?“ kam die Gegenfrage ziemlich spitz zurück. Der Humorist schüttelte bedauernd den Kopf. „Ja, ja — dies elende Nest.“ — Eine Pause entstand. Dann schnippte er mit den Fingern, als wenn ihm ein glücklicher Einfall käme. „Ich könnte von meinem alten Herrn ein Pfund zur Probe kommen lassen. Er hat auf unserem Gut eine große Geflügelzucht eingerichtet und ver dankt nach seinem eigenen Verständnis seine großen Erfolge hauptsächlich dem trefflichen Salz. Mein Wetter Rantwig hat bekanntlich die englische Expedition nach Afrika mitgeritten und damals mehrere Kamelladungen exportiert.“ Der Leutnant zuckte mit feiner Stirn bei dieser Erzählung. Die Majorin aber, die sich plötzlich vor eine Entscheidung gestellt sah, wurde misstrauisch. Sie sah den Freund des tibetanischen Salzes mit ihrem durchdringendsten Blick an und fragte mit der Stimme eines menschenfreundlichen Untersuchungsrichters: „Herr v. Jemni — ich bitte mir das aus — Sie wollen sich doch nicht etwa einen Spaß mit mir machen?“ Der Humorist sprang auf: „Aber meine verehrteste gnädige Frau — wie werde ich nie jemals erlauben. — Nein. — Ich bin ja bereit, der gnädigen Frau die Ladung zu beweisen. Ich werde das Salz vom Tengri Nor kommen lassen, und die gnädige Frau probieren es. Stellt sich der erste Erfolg nicht ein, so hat sich Kurt v. Jemni wieder einmal blamiert und legt es zu dem übrigen. Nicht es aber — nun, so habe ich meiner gnädigsten Chefeuse einen Dienst erwiesen, der mich glücklich macht, und der Herr Major bekommt wieder frische Eier.“ Er verneigte sich mit edler, unterwürfiger Ritterlichkeit. Die Majorin überlegte es zu dem übrigen. Nicht es aber — nun, so habe ich meiner gnädigsten Chefeuse einen Dienst erwiesen, der mich glücklich macht, und der Herr Major bekommt wieder frische Eier.“ Er verneigte sich mit edler, unterwürfiger Ritterlichkeit. Die Majorin überlegte. Was konnte ein Verlust ihr schaden? Wenn der Leutnant sich blamierte, hatte sie ihre Verzeugsfreude daran, wenn nicht, so war es ihre eigener Vorteil. Zudem hatte er ihre Reue geweckt. Und der Wunsch, ihre Hühner zu den tüchtlichen Nachbarn der ehelichen Gemeinschaft zurückzuführen, war riesengroß in ihr. „Gut, Sie können mir eine Probe besorgen, Herr Leutnant. Merci im voraus.“ Damit ging sie. Drei Tage später rief der Humorist seinen Vorgesetzten Mitscherf, händeringend um ein Pfund Salz an und sprach also: „Herr, mein Sohn, geh zum Kaufmann an der Ecke und kauf mir für den ganzen Betrag vorzügliches Salz. Da ist ein Zettel, wo ich es aufgeschrieben habe, laß mir dabei da das ja doch nicht richtig bestell. Das nun — feiert, mark, mark!“ Bald darauf kam Mitscherf wieder mit dem glücklich erhandelten Seesalz. Der Leutnant entfernte sich jorahm die Tüte, die den Namen des Kaufmannes trug, tat das Salz in ein gängliches hienemisches Papier, nickte es zum Überfließen in ein altes hienemisches Papierverpackt, die er von se-

gend einer Junggefallenveranstaltung übrig behalten hatte und schickte das Ganze mit einer unheimlich ergebenden Empfehlung an die Frau Majorin. Als Mitscherf von dieser Mission zurückgekehrt war und berichtet hatte, daß das Geschenk sehr gnädig aufgenommen worden war, winkte der Leutnant den Burtschen ganz nahe zu sich heran. „Nimm mal die Knochen zusammen, Kerl — Instruktion! Sperr' die Ohren auf, daß du's in deinen dicken Schädel reinriegelst. Also höre zu: Du kennst doch den Hühnerstall des Herrn Majors?“ „Du Besehl, Van Leutnant.“ „Der Saun ist doch nur niedrig, man kann leicht übersteigen.“ Ueber das Gesicht des Polen verbreitete sich allmählich ein verschmitztes Grinsen. „Du Besehl, Van Leutnant.“ — „Also: du wirst jetzt jede Nacht da einsteigen und ein paar Eier in das Nest legen. Verstanden?“ „Du Besehl, Van Leutnant.“ — „Also, was sollst du tun?“ Der Pole strahlte förmlich vor innerem Vergnügen. „Sebe Nacht bei Van Major einsteigen und aus Nest Eier nehmen — zum Frühstück für Van Leutnant.“ Bei allem Respekt konnte er sich nicht enthalten, stohfweise zu lachen. Aber ein heiliges Kreuzzugmurren Donnermetter unterbrach seine glückliche Heiterkeit. Jetzt war er sehr verstört, doch allmählich begann er zu begreifen. Er sollte die Eier, die ihm der Van Leutnant abends gab, nachts in den Hühnerstall des Van Majors legen. Er fand diese Maßregel ganz ungeheuer dumm. „Aber Besehl ist Besehl.“ Das mußte ihm genügen. Die Frau Majorin hatte dem Futter ihrer gewissenlosen Hühner eine Portion Salz vom See Tengri Nor gewissenhaft beigegeben. Uebri gen ohne viel Zwischworte und Hoffnung ihrerseits. Sie glaubte nicht an die Einfügung des windigen Leutnants. Und doch betrat sie den Hühnerstall am nächsten Morgen mit einer gewissen neugierigen Erregung. Mit gekünstelter Ruhe warf sie einen Blick auf das Nest, das sicher wieder gänzlich öde und leer sein würde. Da stieß sie einen kleinen Schrei der Ueberraschung aus: In dem Nest lag ein Ei. Gleich darauf schämte sie sich ihrer Schwäche. Sie nahm das Ei in die Hand und prüfte es. In der Tat, es war ein veritables Hühnerst. Sollte das Salz vom Tengri Nor wirklich? Aber nein das konnte Zufall sein. Vielleicht war das moralische Gefühl in ihren Hühnern doch wieder erwacht, und sie besannen sich auf ihre Schuldigkeit auch ohne medizinische Einwirkung. Am nächsten Morgen schmückten zwei Eier das Nest. War das wieder Zufall oder Neue des Federviehs? Am dritten Morgen fanden sich schon vier, am folgenden sieben, dann gar neun Eier vor. Von Tag zu Tag war der Glaube an das Salz vom See Tengri Nor im Gemüte der Frau Majorin gewachsen. Als dann am sechsten Tage gar zehn runderliche, weiße appetitliche Gegenstände im Neste lagen, da zweifelte sie nicht mehr an der unfehlbaren Wirkung des tibetanischen Wundermittels. Sie war so begeistert, daß sie nicht allein dem so mächtig geschätzten Leutnant ein sehr warmes Dankschreiben sandte, sondern auch bei allen bekannten Damen vom Bataillon und in Zivil herumließ, um die Probe Kunde zu verbreiten. Die ganze Stadt geriet in frohe Bewegung und von Haus zu Haus eilte die beglückende Kunde: bei Majors legen die Hühner wieder. Das Salz vom Tengri Nor hatte dies Wunder bewirkt. So lautete die überraschende Volkssage. Und wer hatte dies köstliche Arkana besorgt? Natürlich der scharmsinnige Leutnant v. Jemni. In allen Straßen tönte das Lob des unüberwindlichen Humoristen, zumal in den nächsten Tagen die Eierlegerei bei Majors auf 12, 14 und 15 Stück hinausschnellte. Aber die Damen lobten nicht nur den trefflichen Salzgeber. Sie alle hielten in der kleinen Stadt einen Hühnerstall und fühlten bald den begreiflichen Wunsch, sich für ihre eigenen Zwecke seiner gewinnbringenden Kunst zu bedienen. Die erste war Frau Hauptmann Vömmers, die schon in ihrer dienstlichen Eigenschaft ein Anrecht darauf zu haben glaubte, und darum dem Humoristen einen Brief schrieb, er möchte ihr auch ein Pfund Salz senden. Dann bracht die Frau Rantsgerichtsrat bei einer Begegnung auf der Straße die gleiche Bitte vor. Die Frau Pastorin schickte einen ihrer zahlreichen Anbeter, daß er den kostbaren Stoff gleich mitbringen könnte. Kurz, die gesamte Wohlhabenheit des Ortes betürmte den Leutnant um das traudertragende Salz vom See Tengri Nor. Dem Humoristen wurde allmählich Angst. Die Wasser, die er rief, mit sollte er sie lassen? Das Salz war ja schließlich billiger zu beschaffen gewesen. Aber wie konnte Mitscherf nachlässigerweise in all diese verdammten Hühnerställe einbrechen? Das ging auf die Dauer über die Kräfte des armen Burtschen. Und außerdem — was kostete

diese Eier nicht an schönem Manne. Die Konsequenzen waren unübersehbar. Dem Leutnant schauderte. Lieber er aber das Salz ohne die Eier, dann war Salz vom See Tengri Nor in Hinterzimmern auf ewige Zeiten um jedes Ansehen gebracht. Dabei fiel ihm ein, daß er für die Eier, die er in die Küche seines vielgeliebten Majors gratis geliefert hatte, schon ein recht gutes Pfälzchen hätte trinken können. Der Spaß hatte wirklich seine Schattenseiten. So beschloß er denn, das Nest, das sich über ihm zusammenzubiegen drohte, mit kräftigem Griff zu zerreißen. In diesem Morgen hatte die Frau Majorin noch 17 Eier im Nest gefunden. Eine recht stattliche Anzahl, wenn man bedenkt, daß sie nur 15 Hühner ihr eigen nannte. Zwei hatten also doppelt gelegt. Sozusagen Zwillinge. Das Salz vom Tengri Nor war wirklich über alle Begriffe großartig. Noch am Abend ergähte sie einer kleinen Gesellschaft, die sie geladen hatte, von ihren phänomenalen Erfolgen. Mit siegesgewisser Zuversicht schritt sie am nächsten Morgen zum Stall. Sie hatte sich nicht im geringsten gewundert, wenn 20 Eier im Nest gelegen hätten. Sie war auf alles gefaßt, und wenn es das Ueberraschendste und Unlaugbarste gewesen wäre. So jetzt vertraute sie auf die Wirkung des unüberwindlichen Salzes. Aber auf die Entdeckung, die sie jetzt machte, war sie doch nicht vorbereitet. Im Nest lag nicht ein einziges Ei, sondern ein Brief, der in frateligen Zügen ihre Adresse trug. Sie erbeichtete, als sie ihn aufnahm und von allen Seiten betrachtete. Mit zitternden Händen zerriß sie den Umschlag und las folgende Verse: Das bittere Seesalz vom Tengri Nor — kam uns gleich äuserst wirksam vor. — So haben wir denn, dank seiner Kraft, — Tagtäglich ein schönes Werk geschafft. — Doch ist ein Ding auch noch so schön, — Einmal muß es zu Ende geh'n. — Das Eierlegen ist gar so schwer, — Verehrte Frau — wir können nicht mehr! Als die Majorin dies gelesen hatte, fühlte sie ihre Kräfte bebenden. Sie mußte sich an die Wand lehnen und rief Himmel und Hölle zum Beugen der schenklischen Untat an, deren Opfer sie geworden war. Um sie herum aber standen 15 Gennen und ein Hahn und lachten — lachten gerade so lieblos wie Menschen lachen.

Der Einbrecher. Von Henri Dubernois. Autorisierte Uebersetzung von Guttli Misen. Herr, Frau und Fräulein Thiranneau waren gerade im Begriff, ihre Suppe zu essen, als ihr Dienstmädchen Armande in das Wohnzimmer stürzte und mit der ihr bei den belanglosesten Mitteilungen eigenen Miene, die einen Unglücksfall zu verkünden schien, ausrief: „Gnädiger Herr, der Portier ist da und möchte sie sprechen.“ „So lassen Sie ihn eintreten.“ sagte Herr Thiranneau. Der Portier erschien und erging sich in folgender Rede: „Seien Sie gegrüßt, meine Herren und Damen. Ich sehe, daß Sie bei einer angenehmen Besichtigung sind und wünsche Ihnen guten Appetit. Ich komme Ihnen mitzuteilen, daß ich mit meiner Alten, Frau Choru, morgen früh um 9 Uhr 45 auf Land reise. Meine Schwägerin wird vertreten. Als Einwohner wird verrest. Nur sie allein sind im Hause geblieben. Ich möchte die Herrschaften darauf aufmerksam machen, daß meine Schwägerin ein wenig lauter klingen mußte. Da sie auch nicht mehr ganz die Selbstkraft zwanzigjähriger Augen hat, so werden Sie wohl auch die Briefe...“ „Sie verreisen also, Herr Choru,“ unterbrach ihn Frau Thiranneau liebenswürdig. „Man ist doch kein Dumm, daß man in einer solchen Dipe in Paris bleiben sollte,“ antwortete der Portier. Mit den besten Wünschen für das Wohlergehen der Anwesenden zog er sich hierauf zurück. Ein Stillstehen entstand, das Fräulein Thiranneau schließlich brach, um dem allgemeinen Gefühl Ausdruck zu geben: „Diese Leute haben mehr Glück als wir! Wenn ich daran denke, daß wir diesen Sommer hierbleiben sollen.“ „Weil deine Mutter im Winter zu viel Geld für ihre Schönheitsmittel ausgibt!“ entgegnete Herr Thiranneau. „Weil dein Vater ein unglückiger Mann ist, der nichts zu verdienen verliert.“ sagte Frau Thiranneau. „Und über dies hat uns auch Armande um vierzehn Tage Urlaub gebeten, um ihre Eltern zu besuchen. Wir werden also die Freude haben, sie vertreten zu müssen. Alle anderen gehen jetzt an den Meerstrand, wir hingegen werden uns mit Abwaschwasser begnügen müssen.“ Das Gesicht Fräulein Thiranneaus verzog sich zu jener schmerzlichen Grimasse, die den Tränen vorausgeht. „Gabriele,“ befahl ihr Vater, „ich verbiete dir zu weinen, verstehst du? Paris ist gerade im Juli und im August wunderbar. Nur dann haben die Franzosen Gelegenheit, ein wenig Ausländer bei sich zu sehen. Wir haben das Bois vor unserer Türe und jeden Sonnabend werde ich dir auf eine Stunde einen Wagen zum Spazierenfahren mieten.“ Frau Thiranneau zuckte müde mit den Schultern. Sie erklärte, daß sie die Absicht habe, ihre Bekanntschaften einzuschränken, um nicht in den Augen aller Welt für eine arme Plebejerin zu gelten, was dem Fortkommen Gabriele's schaden könnte. Um dem vorzubeugen, hatte sie beschloffen, ihren Eltern und Freunden mitzuteilen, daß sie alle ungefähr für einen Monat verreisen würden — für die Zeit der Herrn Thiranneau von seiner Bekörbe aufgezogenen Ferien. Sie würden die Fensterläden herablassen, um nur in der Nacht auszugehen. Ihre Schwester Hermance, die sich nach der Schweiz begab, würde es gerne übernehmen, die ihr eingekaufte Postkarten an die Adresse ihrer hauptsächlichsten Bekannten weiter zu befördern. Auf diese Weise würde der Schein gewahrt werden, und sie hätte nicht nötig, bei der Heimkehr der anderen zu erzöten. „Aber weiter,“ schloß sie diese Ausführungen, „daß man zu klugen dieser Art gezwungen ist, wenn man sechzigtausend Francs gehabt hat.“ Herr Thiranneau senkte den Kopf. Er war ein Koloss, fahl und vollblütig, und mit einem gallischen Schnurrbart und fürchterlichen Musteln ausgestattet. Er sah seine Frau mit der verächtlichen und beunruhigten Miene eines Elefanten an, der von einem Floh beklagt wird und der Beachtungen über die Nutzlosigkeit der Kraft anstellt. Doch er schwieg, da Armande eines jener gestreiften Hühner auf den Tisch brachte, deren Zubereitung ihr Geheimnis war, und die eine rohe und eine verholzte Seite aufwies. Mit Tage später bot das Haus, welches sie bewohnten, dem in Glanz leuchtenden Himmel nur noch den Anblick überall geschlossener Fensterläden. Die Familie hatte einige Besucher ins Haus gelockt und im Verlauf des Gesprächs mit stillen bezogene Möbel, Koffer im Vorum und kampferbestreute Teppiche sehen lassen. Seit der Zeit hatte alles, was sie sahen, den Vorteil der geschlossenen Fensterläden, welche der Wohnung überragende Kühle spendeten. Das Dienstmädchen Armande war abgereist, ebenso die Portiersleute, die eine taube, blinde, unfähige und idiotische Matrone vertrat, und der man zwanzigmal hätte wiederholen müssen, wie sie allen Fragestellern die Abwesenheit Herrn, Frau und Fräulein Thiranneaus erklären sollte. Diese schriebe zahllose Postkarten, die die glücklicher gestellte Verwandte getreulich weiter verbande. Gabriele, die sich für die Literatur interessierte, erging sich in literarischen Nebenunterungen: „Welche Ruhe! Welch' gesegneter Frieden! Welch' tiefe Roesie in diesen schattigen Tälern, durch welche silberne Wälder dahinströmen! Nichts fehlt zu unserem Glück, als die Abwesenheit unserer lieben Freunde.“ — „Herliche Grüße an alle,“ schrieb Frau Thiranneau. „Die Verpflegung ist vorzüglich, und es war ein glücklicher Gedanke von mir, ein Kleid mitgenommen zu haben, denn die Abende sind kalt. Gabriele wehrt überall und die Berge sind noch viel schöner, als ich mir gedacht.“ Herr Thiranneau bestätigte dies mit seinem bürokratisch verschörkelten Namenszuge, dem zuweilen ein kurzes Postskriptum beigelegt war, in dem er jedoch trotz alledem keine Meinung kundgab: „Es ist schön, doch nichts kommt Paris und einem guten Bridge gleich.“ Jeder weiß, welche unangenehme Beschäftigung das Kochen während der Hundstage ist. Die Thiranneaus verlebten sich also nur aus Wurst bestehende Nahrung ein, und das Familienoberhaupt mußte sie ohne Widerrede verzehren. Bäre es nicht in der Tat etwas stark, sich dagegen auflehnen zu wollen, wenn man den Teiligen weder die Größe des Ozeans, noch die Majestät der Alpen Gipfel anbieten kann? So sahen sie an einem Sonntage, nach dem Diner, in einem Hinterzimmer beisammen. Der Vater las seine Zeitung, die Mutter schwanzte unentschieden zwischen einer prächtigen Stieferei und einem nützlichen Strumpf, und Gabriele überließ sich ihren bitteren Betrachtungen, als ein Geräusch sie aufschrecken ließ. Es war das Geräusch eines Instruments, das man in einem Schlosse hin- und herbewegt. „Victor!“ rief Fräulein Thiranneau, mit einer durch den Schreck fast gewordenen Stimme. „Victor, höre doch: man könnte meinen, daß jemand einbrechen will.“ „Vater! Ich fürchte mich so!“ rief Gabriele. Der Koloss schrie seine Kerne auf und im Augenblick nahm er die Nachtstellung eines Mannes wieder ein, wenn man ihn sich nicht sieht, weil er eine Raub zwischen Tausend und Sechzigfinger zu Pulver zer-

brüden und mit Leichtigkeit ein Fingerring in die Hand aus einanderbrechen kann. „Aber!“ gebot er, „stell dich hinter mich und fürchtest nichts.“ Zu gleicher Zeit wurde die Türe leise, schweigend geöffnet. Herr Thiranneau sprang mit einem Satz vor. Doch der Einbrecher setzte ihn in seiner Ueberraschung, keine anzutreffen, keinen Widerstand entgegen, Dreiviertel erwirgt, von einer eisernen Faust zurückgehalten, durch ein gegen seine Brust gestemmes Knie unbeweglich gemacht, stöhnte er: „Ich bin geliefert, wie? Aber Sie werden mich doch nicht töten?“ „Gabriele,“ sagte Herr Thiranneau, während seine Frau ohnmächtig wurde, „hole mir einen festen Strick.“ Und er umklammerte ihn noch fester und fügte, zu dem Apachen gerichtet, hinzu: „Du Lumpenkerl! Du Grützel! Jetzt halt du deinen Meister gefunden, was? Nur eine Bewegung und du bist gewesen!“ „Wenn ich Ihnen doch sage, daß ich mich ergeben!“ beteuerte der Einbrecher. Er war ein bleicher Jüngling, der, wenn man von den Schultern aus Leinwand und Grumm abließ, sehr anständig gekleidet war. Mengstlich wiederholte er: „Lassen Sie mich gehen!“ Als dann Gabriele den Strick brachte, ließ er sich eingeschüchtert und resigniert fesseln. Herr Thiranneau durchsuchte ihn und förderte ein Stenogramm, ein Brecheisen, einen geladenen Revolver, ein gelbes Messer, einen amerikanischen Lotischläger, einen Leinwand voll Sand, drei Portmonnaies und einen kleinen Löwen aus Nierenstein — ein Geschenk der tante Hermance — den er im Vorzimmer gestohlen hatte, aus seinen Taschen zutage. Der Anblick dieses Löwen entfachte in dem Herzen Herrn Thiranneaus die Blut des Besties. Er verabschiedete dem Einbrecher eine Ohrspeige, die einen Dämon hätte niederzuschlagen können. „Und nun,“ sagte er, „auf zum Kommissariat! Gabriele, hol mir rasch einen Wagen.“ Bei diesen Worten erwachte Frau Thiranneau aus ihrer Ohnmacht. „Nein, Gabriele, höre nicht auf deinen Vater!“ stöhnte sie. Herr Thiranneau verstand und trugte sich den Kopf. Es war ja klar, daß diesem Gange aufs Kommissariat die Veröffentlichung in den Zeitungen folgen würde. Dant der Vermischten Nachrichten“ würde ihre Freunde und Bekannten erfahren, daß diese Familie in Paris geblieben war. Sobald die List mit den Postkarten aufgedeckt, wäre die Gährlichkeit vollständig. Und all das durch jenen bleichen Lumpen, der dort gefesselt, mit lebhaftem und neugierigem Auge und endlich beruhigter Miene auf dem Teppich lag, als ob er verstände, daß das Raubereisen seines Henkers sich zu seinem Vorteil wandte. „Nun, darauf warten Sie, um die Polizei zu holen?“ murrte er. „Wenn er uns versprache, nicht wieder anzufangen? ...“ schlug Frau Thiranneau vor. „Döre!“ sagte Herr Thiranneau zu dem Apachen, „es liegt mir nichts daran, noch länger von einem Kerl deiner Art belästigt zu werden. Ich werde deine Fesseln lösen und du kannst dich anderswo aufhängen lassen! Aber wenn du dich rührst, schlage ich dir die Eingeweide entzwei!“ Der Einbrecher hatte die vage Empfindung, daß diese Wörter nicht gerne mit der Polizei zu tun haben wollten. „Warum haben Sie mir eine Ohrspeige verrest?“ antwortete er. „Ich werde mir fortgehen, wenn Sie mir mein Handwerkszeug wiedergeben.“ Herr Thiranneau warf seiner Frau einen tragenden Blick zu, entlud dann den Revolver und sagte: „Da sind sie.“ „Und dann möchte ich gern etwas bekommen, um nicht ganz umsonst gearbeitet zu haben! Sehn Francs, damit ich mich bei einem Glase erholen kann.“ „Gib ihm seine zehn Francs, Vater!“ rief Gabriele. Einige Minuten später war der Einbrecher von seinen Fesseln befreit, mit seinen Werkzeugen ausgerüstet, und von Herrn Thiranneau bis zum Treppengeländer getragen. „Er ist hässlich, dieser Alte,“ sagte er besandend. „Und der Alte dachte sich über das Treppengeländer und rief ihm als Bedauern zu: „Nach! wenigstens seine Tummelstehen und geh' dich mit dieser Beschichte nicht vor deinen Freunden rühmen!“ Religion, in welcher Form sie auftritt, bleibt das ideale Bedürfnis der Menschheit. Deshalb ihre unauflösliebe Verantwortlichkeit mit der Kunst. Du brauchst nicht vermann die Hand zu reichen — doch dem, der die Hand gibt, verweigere die deine nie. Krankhaft, Erregtheit und Lordeit hater an: Gelundheit, Besonnenheit, Geduld leidet nie.